

Interview zum Thema Kürzungen in der individuellen Schulbegleitung (05.06.2026)

Maren: Was umfasst deine Arbeit als Schulbegleitung?

Sandra: Mein Begleitkind sitzt im Rollstuhl und ich bin Vollzeit mit 38 Stunden bei ihr und da, damit sie am Schulunterricht teilnehmen kann, weil ihre Motorik eingeschränkt ist. Ich mache die Aufschriebe für sie und notiere die Klassenarbeiten, die anstehen. Ich begleite sie auf die Toilette; Hygiene ist auch ein Thema. Ich schaue, dass sie zur richtigen Zeit im richtigen Raum sitzt. Ich habe den Stundenplan im Kopf und kontrolliere die Schul-App, um zu sehen, ob es eine Klassenraumänderung gibt. Wenn ja, ist die Frage zunächst: Wie kommen wir da überhaupt hin? Es gibt in Reutlingen keine Schule, die barrierefrei ist. Das bedeutet: Wenn die Änderung einen Raum impliziert, in den wir nicht gelangen, trete ich sofort mit dem Stundenplan-Team in Kontakt, um mitzuteilen, dass ein anderer Raum gesucht werden muss, in den wir auch gelangen. Das muss dann alles in einer Zeit passieren, in der wir auch rechtzeitig zum Unterrichtsbeginn vor Ort sind. Wenn eine Klassenarbeit ansteht, dann gehe ich mit ihr in einen Extraraum. Dort kann sie mir die Antworten diktieren und ich bringe diese dann aufs Blatt, da sie eine Spastik in den Händen hat und dadurch nicht schreiben kann. Ich schaue danach, dass sie an den Tätigkeiten, die die anderen machen, teilhaben kann. Zum Beispiel waren wir letztes Jahr im April für vier Wochen in Amerika. Ohne eine vertraute Schulbegleitung wäre das nicht möglich gewesen. Mittlerweile bin ich seit sechs Jahren bei ihr und auch an derselben Schule. Dort bin ich die einzige Schulbegleitung. Wir sind nun in der zehnten Klasse. Manchmal habe ich das Gefühl, ich gehe da so ein bisschen unter. Die verstehen dann auch nicht mehr, dass ich hier die Erwachsene bin, weil ich einfach immer mit drinsitze.

Maren: Wie sieht ein typischer Schulalltag aus?

Sandra: Ich komme morgens zur ersten Stunde und gehe dann ins Lehrerzimmer und hole meine Tasse Kaffee – also ich bin dort ins Kollegium integriert. Dann gehe ich ins Klassenzimmer und wir starten in die erste Unterrichtsstunde. Je nachdem, was ansteht, mache ich die Notizen mit ihr. In der Pause versuche ich, mich etwas abzuseilen. Ich bleibe greifbar, wenn sie mich braucht, aber sie soll nicht immer den Erwachsenen neben sich haben. Ich glaube, der größte Teil der Arbeit ist tatsächlich, zu schauen, dass sie ihren Schulalltag strukturiert bekommt, also dass sie teilhaben kann, ohne dass sie selbst etwas mit ihren Händen tun muss. Gleichzeitig ist es viel Arbeit mit den anderen Kindern in der Klasse und in der Stufe, weil du eine Brücke bauen musst – du musst die Brücke sein. In der Mittagspause gehen wir zusammen in die Mensa und ich helfe mit dem Tablett. Dann sind wir dort gemeinsam oder manchmal hat sie auch eine Freundin dabei. Dann sagt sie, dass sie mich nicht braucht, und ich setze mich woanders hin oder gehe ins Lehrerzimmer. Das Handy ist

immer in Reichweite, falls sie mich doch braucht. Mein Arbeitsalltag ist fast schon der eines Schulkindes.

Maren: Warum ist die individuelle Schulbegleitung unverzichtbar?

Sandra: Wenn ich an mein Begleitkind denke, das körperlich eingeschränkt ist: Wenn da jeden Tag jemand anderes bei ihr wäre und sie jeden Tag mit jemand anderem aufs Klo müsste und dabei jemand anderes ihr die Hose herunterzieht, dann kommen wir hier in einen Bereich, den ich für nicht zumutbar halte. Ein weiteres Beispiel sind die Klassenarbeiten. Da schließe ich von ihr auf andere, aber die Nervosität vor Klassenarbeiten kennen wir doch alle. Sie ist unfassbar aufgeregt vor jeder Arbeit und wenn nun immer jemand anderes dabei wäre, dann herrscht da eine Ungewissheit. Wir sind ein eingespieltes Team, aber das hat lange gedauert. Routinen sind hierbei sehr wichtig. Ich denke, es ist schon schwierig genug, der oder diejenige zu sein, die einen Erwachsenen dabei hat. Und wenn dieser Erwachsene ständig wechselt, dann ist das schwierig. Ich denke wirklich, dass 70 Prozent unserer Arbeit Beziehungsarbeit ist. Für autistische Kinder sind Routinen essenziell wichtig und wenn alle zwei Tage jemand anderes da ist, dann ist das jedes Mal ein Neuanfang und du wirst nie das gute Ergebnis bekommen wie dann, wenn da eine Person ist, mit der es passt.

Maren: Was würde dem Kind fehlen, wenn die Unterstützung plötzlich wegfällt?

Sandra: Die Hilfe. Die Hilfe, um in unserer schnellen Gesellschaft überhaupt zurechtzukommen. Wenn wir über Neurodivergenz sprechen, dann ist es oft so, dass die Kinder selbst nicht immer sagen können: „Es ist zu laut. Es ist zu viel.“ Sie nehmen viele Dinge gleichzeitig wahr und können oft nicht einordnen, was in diesem Moment wichtig ist. Ist es das, was die Lehrkraft vorne erklärt? Oder sind es die Kinder draußen vor dem geöffneten Fenster, die sie ebenfalls hören? Wenn dann niemand neben ihnen sitzt und sagt: „Schau mal, jetzt sind wir hier. Hol dein Mäppchen raus. Wir brauchen den Radierer, hier ist ein kleiner Fehler – den bekommen wir gemeinsam hin.“, dann fallen diese Kinder durchs Raster. Dann ist Inklusion gescheitert. Denn Inklusion bedeutet nicht, dass alle einfach dieselbe Schule besuchen und dann schauen müssen, wie sie klarkommen. Es geht nicht nur um die freie Wahl der Schule. Damit Inklusion funktioniert, muss viel mehr passieren. Es braucht die Unterstützung, die den Kindern echte Teilhabe ermöglicht. Das zeigt sich zum Beispiel bei Schulausflügen. Es gibt Kinder, bei denen die Schule ganz klar sagt: Ohne Schulbegleitung nehmen wir dieses Kind nicht mit. Wo bleibt dann die Teilhabe? Warum muss ein Kind zwar im Unterricht Leistung bringen und immer da sein, darf aber bei den schönen Dingen, die eine Klassengemeinschaft ausmachen, nicht dabei sein?

Wenn ich als Schulbegleitung bei einem Ausflug nicht dabei bin – wer schiebt dann zum Beispiel den Rollstuhl über eine Wiese? Irgendwann würden vielleicht Mitschülerinnen oder Mitschüler diese Aufgabe übernehmen, weil die Lehrkraft sie darum bittet. Aber dann werden Kinder plötzlich zur Pflegekraft oder Begleitperson.

Das darf nicht passieren. Natürlich sollten Kinder füreinander da sein und Verantwortung füreinander übernehmen. Aber nicht in diesem Sinne. Sie sollen Freundinnen und Freunde sein – nicht die Unterstützung ersetzen, die eigentlich notwendig ist. Auch bei Leistungserhebungen ist das ein Thema. Bei meinem Kind, das ich begleite, wüsste ich gar nicht, wie eine Klassenarbeit ohne Schulbegleitung funktionieren sollte. Dann müsste jedes Mal eine Lehrkraft diese Aufgabe übernehmen. Das wäre aber immer wieder eine andere Person. Und genau diese Veränderungen sorgen bei vielen Kindern wieder für Aufregung und Unsicherheit. Unter diesen Bedingungen kann das Kind seine eigentliche Leistung gar nicht zeigen.

Maren: Welche Entwicklungen oder eben auch Fortschritte beobachtest du?

Sandra: Ich sage das auch immer in meinen Coachings: Das Wesentliche an unserer Arbeit ist zwar, dass wir Kinder in der Schule begleiten. Aber im Endeffekt lernen wir Leben. Durch unser Tun vermitteln wir den Kindern auf Dauer Selbstständigkeit. Und das ist das eigentlich Wichtige. Ganz egal, ob wir ein Kind mit ADHS, Autismus oder einer körperlichen Beeinträchtigung begleiten – diese Kinder haben von klein auf ein Handicap. Die Eltern bemerken das früh und wollen ihre Kinder schützen. Dadurch werden viele Kinder oft ein Stück weit in Watte gepackt und sind am Ende noch unselbstständiger, als es ihre Diagnose allein mit sich bringen würde.

Ich erinnere mich an mein Begleitkind. Als wir angefangen haben, war sie in der sechsten Klasse und saß im Rollstuhl. Hätte sie damals vor einer verschlossenen Tür gestanden, wären Menschen an ihr vorbeigelaufen, ohne dass sie sich getraut hätte zu sagen: „Entschuldigung, können Sie mir bitte die Tür aufmachen?“ Ich habe ihr immer wieder gesagt: „Du musst lernen, deinen Mund aufzumachen. Das wirst du dein ganzes Leben lang brauchen.“ Heute, vier oder fünf Jahre später, sagt sie ganz selbstverständlich: „Entschuldigung, können Sie mir bitte die Tür aufmachen? Sie sehen doch, ich sitze im Rollstuhl.“

Für mich ist das ein viel größerer Erfolg als jede Eins oder Zwei, die sie in der Schule schreibt. Für ihre Noten bin ich nicht zwangsläufig verantwortlich – das ist ihr Intellekt. Aber die Dinge, die sie später ihr ganzes Leben im Alltag brauchen wird, daran habe ich in den letzten Jahren maßgeblich mitgewirkt. Darauf bin ich tatsächlich stolz.

Oft haben diese Kinder schon einen langen Weg hinter sich, bevor sie überhaupt eine Schulbegleitung bekommen. Es dauert häufig lange, bis eine Unterstützung bewilligt wird. Bis dahin haben sie oft viele negative Erfahrungen gemacht. Schule ist für sie dann nicht mehr mit etwas Positivem verbunden. Sie erleben sich als Störfaktor. Und dann kommt plötzlich jemand, der sie unterstützt. Jemand, der ihnen hilft, sich zu konzentrieren, ihnen Dinge erklärt oder einfach durch sein eigenes Handeln vorlebt, wie bestimmte Situationen gelingen können. Dadurch verändert sich Schule wieder zum Positiven. Ich glaube, viele Menschen unterschätzen, wie wichtig diese Arbeit ist. Eigentlich sind das doch Fähigkeiten, von denen wir gesellschaftlich erwarten, dass

Kinder sie lernen: selbstständig werden, Hilfe einfordern, am Leben teilhaben. Aber wie wichtig die Unterstützung auf diesem Weg ist, wird häufig vergessen.

Ich glaube deshalb, es wäre unglaublich wichtig, wenn politische Entscheidungsträger einmal einen oder zwei Tage in einer Schule verbringen würden. Viele sind inzwischen sehr weit von der Praxis entfernt und davon, was im Schulalltag tatsächlich passiert.

Ich arbeite an einer Schule auf dem Land. Dort herrscht eine sehr harmonische Atmosphäre. Ich sage immer scherzhaft: „Ihr seid die Dorfkinder.“ Morgens halten einem dort sogar die Schülerinnen und Schüler die Tür auf. Das ist aber ein besonderes Umfeld. An einer Schule in der Stadt sieht der Alltag oft ganz anders aus. Dort wäre Unterstützung häufig sogar noch wichtiger. Was ich außerdem als großen Vorteil sehe: Ich bin als Schulbegleitung ein externer Kooperationspartner von pro juventa an der Schule. Ich arbeite eng mit den Lehrkräften zusammen, habe meinen Platz im Lehrerzimmer und gehöre zum Schulalltag. Gleichzeitig bin ich nicht Teil des Lehrerkollegiums und nehme zum Beispiel nicht an Gesamtkonferenzen teil. Diese unabhängige Rolle verändert die Zusammenarbeit.

Dadurch kann ich gemeinsam mit meinem Begleitkind frei entscheiden, wie wir arbeiten. Wäre ich direkt Teil des Kollegiums, würde sich diese Dynamik verändern. Dann läge der Fokus vermutlich stärker auf messbaren Erfolgen und weniger auf der Beziehungsarbeit. Dabei entstehen echte Erfolge erst durch Beziehungsarbeit.

Wenn ich mir außerdem anschau, worüber aktuell diskutiert wird, frage ich mich, ob diese Einsparungen wirklich sinnvoll sind. Langfristig sind sie aus meiner Sicht nur ein Tropfen auf den heißen Stein. Wir haben zum Beispiel Kinder, die körperlich stark eingeschränkt sind und im Rollstuhl sitzen, deren Intellekt aber so gut ist, dass sie problemlos ein Gymnasium besuchen könnten. Ohne Schulbegleitung können sie dort aber oft gar nicht beschult werden – allein schon, weil niemand da ist, der sie von Raum zu Raum begleitet.

Dann besteht die Gefahr, dass diese Kinder auf einer Schulform landen, die ihrem Potenzial nicht entspricht. Vielleicht verlieren wir dadurch Menschen, die später einmal Richterinnen oder Richter, Ingenieurinnen oder Ingenieure oder etwas ganz anderes hätten werden können. Nicht, weil ihnen die Fähigkeiten fehlen, sondern weil ihnen die notwendige Unterstützung gefehlt hat.

Maren: Wie hast du reagiert, als du zum ersten Mal gehört hast, dass die Schulbegleitung möglicherweise eingeschränkt werden soll?

Sandra: Ich habe Gänsehaut bekommen. Wirklich Gänsehaut. Ich bin die einzige offene Schulbegleitung an der Schule, an der ich arbeite. Gleichzeitig sehe ich jeden Tag, wie viele Kinder eigentlich Unterstützung bräuchten. Ich weiß aber auch, dass sich viele Eltern schon vor dem Weg scheuen, den sie gehen müssen, um überhaupt eine Schulbegleitung zu bekommen. Man braucht zunächst eine Diagnose. Dann geht der Antrag ans Jugendamt, muss genehmigt werden, anschließend wird oft noch um

die Stundenanzahl gekämpft. Und das alles im jetzigen Zustand – also bevor überhaupt irgendwelche Kürzungen beschlossen sind.

Schon jetzt fallen viele Kinder durchs Raster. Wenn die Unterstützung weiter eingeschränkt wird, wird das noch viel schlimmer. Dann sprechen wir von Kindern, die irgendwann gar nicht mehr in die Schule kommen. Schulabsentismus ist schon heute ein großes Thema. Die Schulsozialarbeit beschäftigt sich täglich damit, und an vielen Schulen gibt es inzwischen eigene Programme dazu. Viele denken dabei zuerst an Kinder, die einfach keine Lust auf Schule haben. Aber das ist häufig gar nicht der Grund. Oft fehlt ihnen irgendwann ein sicherer Hafen. Wenn ein Kind keine Unterstützung hat und Schule nur noch mit Überforderung verbindet, kann sich daraus eine Schulangst entwickeln. Ich sage nicht, dass das bei allen Kindern so ist, die nicht mehr kommen. Aber es betrifft einen großen Teil. Ich bin außerdem Vorsitzende des Fördervereins einer Gemeinschaftsschule und dadurch Arbeitgeberin der Schulsozialarbeit. Deshalb weiß ich ziemlich genau, wovon wir sprechen und womit sich Schulsozialarbeit jeden Tag beschäftigt. Mein Wunsch war eigentlich immer, dass in jeder Klasse jemand sitzt wie ich. In jeder Klasse. Ganz unabhängig davon, ob dort ein offiziell unterstütztes Kind ist oder nicht.

Denn auch Klassenlehrkräfte am Gymnasium haben dafür oft gar keine Zeit. Sie kommen in die Klasse und unterrichten vielleicht vier Stunden pro Woche. Da bleibt kaum Raum für die Frage: „Wie geht es euch eigentlich?“

Das ist kein Vorwurf. Die Zeit ist schlicht nicht da. Der Lehrplan muss erfüllt werden. Ich bin dagegen oft die Person, der erzählt wird, dass sich gerade die Eltern trennen, dass die Oma gestorben ist oder dass jemand zum ersten Mal verliebt ist. Wenn dann eine Lehrkraft zu mir kommt und fragt: „Was ist denn mit diesem Kind gerade los?“, kann ich sagen: „Die Eltern trennen sich gerade. Genau diese Informationen helfen manchmal dabei, Verhalten besser einzuordnen. Am Gymnasium kommt noch etwas dazu: Dort studieren Lehrkräfte in erster Linie ihr Fach. Pädagogik spielt im Studium eine deutlich kleinere Rolle als beispielsweise im Lehramt für Gemeinschafts- oder Realschulen. Das macht den fachlichen Unterricht nicht schlechter – überhaupt nicht. Aber ich glaube nicht, dass es daran liegt, dass Lehrkräfte kein Interesse an den Kindern haben. Ihnen fehlt schlicht die Zeit.

In den unteren Klassen gibt es oft noch Klassenlehrerstunden oder Sitzkreise, in denen besprochen wird, was in der Woche gut oder schwierig war. In den höheren Klassen fällt das zunehmend weg. Je näher das Abitur rückt, desto stärker rückt der Unterricht in den Mittelpunkt. Aber die Kinder hören ja nicht auf, Probleme zu haben, nur weil sie in der zehnten oder elften Klasse sind. Als ich von den geplanten Kürzungen gehört habe, dachte ich deshalb sofort: Das ist Millionen Kilometer von dem entfernt, was ich mir eigentlich wünschen würde. Ich wünsche mir nicht weniger Unterstützung. Ich wünsche mir, dass in jeder Klasse jemand da ist, der Beziehung aufbauen kann.

Maren: Warum braucht es Schulbegleitung – auch über das einzelne Kind hinaus?

Sandra: Ich bin als Schulbegleitung schon lange an meiner Schule. Dadurch entsteht Vertrauen. Die Kinder wissen, dass sie zu mir kommen können. Und wenn man so viele Stunden in einer Klasse verbringt, entwickelt sich zwangsläufig eine Beziehung – nicht nur zu dem Kind, das man begleitet, sondern zur ganzen Klasse. Das ist vielleicht nicht immer das, was man unter einer klassischen Schulbegleitung versteht. Aber oft handle ich in solchen Momenten einfach als Mama. Wenn mir ein Mädchen erzählt, für das ich eigentlich gar nicht zuständig bin, dass sie seit Wochen nicht mehr schläft, weil ihre Eltern sich gerade trennen, dann kann ich sie nicht einfach wegschicken. Dann kann ich erst einmal nur trösten. Was soll ich sonst machen? Genau dadurch entsteht aber auch etwas für das Klassenklima. Ich möchte die Brücke sein. Denn wie soll ich sonst erreichen, dass mein Begleitkind – ganz egal, welche Besonderheit es mitbringt – von den anderen Kindern selbstverständlich als Teil der Klassengemeinschaft akzeptiert wird? Wenn ich selbst durch mein Verhalten dafür sorgen würde, dass dieses Kind immer eine Sonderrolle hat, würde ich genau das Gegenteil erreichen. Fast alle Kinder, die wir begleiten, sagen irgendwann denselben Satz: „Ich will keine Extrawurst sein.“

Und genau das kann ich verstehen. Natürlich fällt eine Schulbegleitung auf. Da sitzt ein Erwachsener mit im Unterricht. Aber dann muss ich versuchen, alles andere so normal wie möglich zu gestalten, damit diese zusätzliche Aufmerksamkeit wieder ausgeglichen wird. Deshalb sind Kürzungen für mich Millionen Kilometer von dem entfernt, was unsere Kinder an Schulen wirklich brauchen. Ich arbeite an einem großen Schulzentrum mit Gymnasium und Gemeinschaftsschule. Vor einigen Jahren habe ich dort angefangen, eine Häkel- und Strick-AG anzubieten. Ich mache das schon lange für Erwachsene und wollte das auch den Schülerinnen und Schülern ermöglichen.

Mir war wichtig, dass die AG schulübergreifend stattfindet. Nicht nur für das Gymnasium, sondern auch für die Gemeinschaftsschule. Einfach, damit Begegnung entsteht. Und das Faszinierende ist: Da sitzen manchmal genau die Kinder, von denen Lehrkräfte vorher gesagt haben: „Wie soll der denn häkeln? Der kann sich doch keine fünf Minuten konzentrieren.“ Dann bekommen sie eine Nadel und einen Faden in die Hand – und sie werden ruhig. Es braucht manchmal einfach jemanden, der sagt:

„Das sieht vielleicht kompliziert aus. Aber du kannst das. Wir schaffen das zusammen.“ Das ist oft der entscheidende Unterschied. Deshalb glaube ich auch, dass Schulbegleitungen unabhängig bleiben sollten. Ich bin externe Kooperationspartnerin. Das bedeutet, ich arbeite eng mit der Schule zusammen, bin aber nicht bei der Schule angestellt. Das halte ich für wichtig. Denn wenn Schulbegleitungen Teil des Kollegiums wären, würde sich ihre Rolle verändern. Dann besteht die Gefahr, dass sie plötzlich überall einspringen müssen: „Können Sie noch schnell Kopien machen?“ oder „Können Sie kurz diese Aufgabe übernehmen?“ Dann wird aus der Schulbegleitung irgendwann eine Art Klassenassistentin. Dabei sollte der Fokus auf den Kindern bleiben. Ich glaube außerdem, dass dann der Druck steigen würde, möglichst schnell

messbare Erfolge zu erzielen. Dabei entstehen die wirklichen Erfolge erst durch Beziehungsarbeit. Beziehung braucht Zeit. Aber genau aus dieser Beziehung heraus entwickeln sich Vertrauen, Selbstständigkeit und Entwicklung.

Maren: Warum profitieren letztlich alle von Schulbegleitung?

Sandra: Wenn ich an meine eigene Schulzeit zurückdenke, glaube ich, dass es vielen Schülerinnen und Schülern geholfen hätte, wenn jemand da gewesen wäre, der einfach Zeit gehabt hätte. Die Schulzeit ist eine unglaublich schwierige Lebensphase. Man ist nicht mehr Kind, aber auch noch nicht erwachsen. Man weiß oft noch gar nicht, wo der eigene Weg hingeht. Gleichzeitig verbringt man jeden Tag viele Stunden in einem System, in dem Leistung im Mittelpunkt steht. An unserer Schule gibt es montags elf Unterrichtsstunden. Elf Stunden. Welcher Erwachsene arbeitet elf Stunden am Stück und soll dabei dauerhaft konzentriert bleiben? Und trotzdem wird das von Kindern und Jugendlichen erwartet. Dazu kommen Hausaufgaben, Lernen für Klassenarbeiten, Vokabeltests, Hobbys und Vereinsleben. Alles findet gleichzeitig statt. Natürlich haben Jugendliche da auch mal einen Durchhänger. Dann bin ich die Erwachsene, die mit im Klassenzimmer sitzt, und höre Sätze wie: „Ich habe heute gar keinen Bock.“ Und manchmal antworte ich einfach: „Ich fühle das.“ Meine eigenen Kinder sagen schon manchmal zu mir: „Du bist einfach zu viel mit Jugendlichen zusammen, du redest schon wie wir.“ Dann sage ich eben: „Ja, ist nicht so deep – muss halt sein.“ Aber genau darum geht es. Manchmal brauchen Jugendliche einfach einen Erwachsenen, der sagt: „Ich verstehe euch.“ Ich kann ihre Situation nicht verändern. Ich kann den Stundenplan nicht kürzen und auch keine Klassenarbeit absagen. Aber ich kann Verständnis zeigen. Ich sage den Schülerinnen und Schülern auch oft: „Ich weiß, ihr seid auf dem Gymnasium. Ich weiß, ihr habt große Ziele. Aber es sind am Ende trotzdem nur Noten. Sie sagen nichts darüber aus, was für ein Mensch ihr seid.“

Manchmal hat man gute Tage und manchmal schlechte. Als Erwachsene kann ich Termine verschieben, wenn ich merke, dass es mir gerade nicht gut geht. Schülerinnen und Schüler können das nicht. Sie sind den ganzen Tag fremdgesteuert. Und gleichzeitig ist genau das Alter, in dem alles in ihnen nach Freiheit schreit. Natürlich braucht Schule Struktur. Daran besteht für mich überhaupt kein Zweifel. Aber es braucht eben auch jemanden, der sagt: „Ich verstehe euch.“ Und manchmal kann ich genau dadurch wieder die Brücke zur Klassenlehrkraft sein. Wenn ich weiß, dass ein Kind plötzlich schlechtere Noten schreibt, weil vor zwei Wochen die Oma gestorben ist, dann kann ich das weitergeben. Dann sagen Lehrkräfte manchmal: „Gut, dann werte ich diese Klassenarbeit heute nicht so stark. Dann schaue ich stärker auf die mündliche Leistung.“ Genau dafür braucht es diesen Austausch. Eigentlich bin ich zwar für ein Kind da. Aber im Endeffekt profitiert der ganze Mikrokosmos einer Klasse davon. Deshalb müsste aus meiner Sicht nicht über Kürzungen gesprochen werden. Eigentlich müsste man an dieser Stelle investieren. Es gibt sicher andere Bereiche, in

denen gespart werden kann. Aber gerade hier zu kürzen, halte ich für das völlig falsche Signal.

Unsere Kinder- und Jugendpsychiatrien sind voll. Wer heute ein Kind auf ADHS oder Autismus testen lassen möchte, wartet oft monatelang auf einen Termin. Und selbst dann hat man noch keine Diagnose. Das heißt: Die Herausforderungen werden eher größer als kleiner. Deshalb brauchen Schulen künftig mehr Unterstützung – nicht weniger. Ich arbeite an einer Schule, an der vieles sehr gut funktioniert. Wir sagen manchmal scherzhaft, das sei „Bullerbü“. Dort achten die Menschen sehr aufeinander. Und trotzdem fallen auch dort Kinder durchs Raster. Wenn selbst unter diesen Bedingungen nicht alle Kinder erreicht werden, zeigt das doch, wie groß der Bedarf wirklich ist. Auch die Schulsozialarbeit leistet unglaublich viel. Aber wenn an einer großen Schule nur eine Person dafür zuständig ist, muss sie sich ständig entscheiden: Kümmerge ich mich um die akuten Krisen? Oder mache ich Präventionsarbeit? Beides ist wichtig. Aber ein Mensch allein kann nicht alles leisten. Deshalb bin ich überzeugt, dass mehr Schulbegleitungen vieles auffangen könnten. Nicht nur für einzelne Kinder. Sondern für die ganze Schule.

Maren: Die Idee ist, dass Schulen diese Aufgaben künftig stärker selbst übernehmen sollen. Wie realistisch erscheint dir das aus deiner Erfahrung?

Sandra: Nein. Einfach nein. Das kann nicht funktionieren. Und ehrlich gesagt ist das auch nicht die Aufgabe der Schule. Die Schule ist für Lern- und Wissensvermittlung da. Alles andere kann und sollte man ihr nicht zusätzlich aufbürden. Schauen wir uns doch an, wie die Situation an vielen Schulen heute schon ist: Lehrkräfte sind häufig am Limit. Das liegt zum einen an immer größeren Klassen, zum anderen an den Anforderungen des Unterrichts. Gerade an Gemeinschaftsschulen müssen oft verschiedene Leistungsniveaus gleichzeitig berücksichtigt werden. In einer Klasse sollen Kinder auf unterschiedlichen Niveaus arbeiten können – das ist ohnehin schon eine große Herausforderung. Und jetzt soll die Schule zusätzlich noch die Aufgaben der Schulbegleitung übernehmen? Das geht nicht.

Deshalb ist es auch kein Zufall, dass pro Juventa zu Beginn jedes Schuljahres Informationen an die Schulen verschickt, in denen genau erklärt wird, welche Aufgaben eine Schulbegleitung hat. Das soll verhindern, dass Schulbegleitungen als zusätzliche Hilfskräfte eingesetzt werden – nach dem Motto: „Sie sitzen ja gerade nur da. Können Sie bitte noch schnell kopieren gehen?“

Genau das darf nicht passieren. Ich glaube, vielen Lehrkräften müsste noch stärker vermittelt werden, welche Rolle Schulbegleitungen eigentlich haben und wofür sie da sind. Das liegt aber auch daran, dass das Thema im Lehramtsstudium kaum vorkommt. Gerade erfahrene Lehrkräfte hatten oft noch nie Berührungspunkte damit. Da kann es durchaus passieren, dass jemand sagt: „Ich brauche Sie hier eigentlich gar nicht.“ Nicht aus bösem Willen, sondern weil gar nicht klar ist, welche Aufgabe eine Schulbegleitung erfüllt.

Für manche Lehrkräfte ist man zunächst einfach ein weiterer Erwachsener im Klassenzimmer. Das kann gerade am Anfang ungewohnt sein. Manche fühlen sich vielleicht sogar ein wenig beobachtet – fast so, als säße jemand da, um ihren Unterricht zu bewerten. Dann muss ich immer wieder erklären: „Ich bin nicht hier, um Sie oder Ihren Unterricht zu beurteilen. Ich bin für das Kind da.“ An Grundschulen ist das oft selbstverständlich. Dort arbeiten regelmäßig auch Ergotherapeutinnen, Physiotherapeuten oder andere Fachkräfte mit den Kindern. An weiterführenden Schulen ist das dagegen noch deutlich ungewohnter. Deshalb braucht es aus meiner Sicht auch mehr Austausch zwischen Schule und Schulbegleitung. Ich persönlich habe dabei sehr gute Erfahrungen gemacht. An meiner Schule gab es damit noch nie Probleme. Wenn ich zum Beispiel sage, dass meine Schülerin eine Klassenarbeit in DIN A3 und in Farbe braucht, weil sie sie so besser lesen und erkennen kann, dann wird das selbstverständlich umgesetzt. Das war nie ein Diskussionsthema.

Die Schule, an der ich arbeite, ist unglaublich entgegenkommend. Man merkt, dass alle wollen, dass Teilhabe gelingt. Das zeigt sich auch außerhalb des Unterrichts. Meine Schülerin wollte zum Beispiel unbedingt an einem Schüleraustausch nach Südafrika teilnehmen. Die Schule hat gemeinsam mit uns überlegt und kam schließlich zu dem Schluss, dass die Infrastruktur dort mit dem Rollstuhl schwierig sein könnte. Stattdessen wurde ihr die Teilnahme am Austausch in den USA ermöglicht, weil dort Barrierefreiheit deutlich besser gewährleistet werden konnte. Oder bei unserer Spanienfahrt nach Granada. Schon im Vorfeld kam die Lehrerin auf mich zu und fragte: „Was brauchen deine Schülerin und du?“ Dann überlegen wir gemeinsam: Wir brauchen eine Unterkunft ohne Stufen, genügend Platz für den Rollstuhl und eine Gastfamilie, die dafür offen ist. Außerdem schauen wir, welche Programmpunkte für sie möglich sind. Wenn eine Aktivität – zum Beispiel ein Kletterpark – nicht barrierefrei ist, überlegen wir gemeinsam eine Alternative. Dann unternehme ich in dieser Zeit etwas mit ihr, zum Beispiel einen Stadtbummel, und anschließend treffen wir wieder auf die Gruppe. So muss sie nicht am Rand stehen und warten, bis die anderen zurückkommen. Genau das ist gelingende Teilhabe. Damit das funktioniert, braucht es aber eine enge und vertrauensvolle Zusammenarbeit – zwischen Schule, Schulbegleitung, Fachlehrkräften und den Eltern. Nur wenn alle gut miteinander kommunizieren, kann Unterstützung wirklich gelingen.

Maren: Welche Auswirkungen hätte die geplante Veränderung auf Eltern?

Sandra: Vor allem Unsicherheit. Absolute Unsicherheit. Wenn ich mich mit den Eltern meines Begleitkinds austausche, sprechen wir ganz oft darüber, wie es ihr gerade geht. Wie erleben die Eltern sie zu Hause? Wie erlebe ich sie in der Schule? Und gemeinsam versuchen wir herauszufinden, was sie im Moment braucht. Braucht sie gerade etwas mehr Struktur? Oder ist gerade die Phase, in der sie mehr Unterstützung und Zuspruch braucht? Das ist ein ständiges Herantasten.

Sie ist 17 Jahre alt und mitten in der Pubertät. Wie bei jedem anderen Jugendlichen passiert gerade unglaublich viel – im Kopf und im Umfeld. Deshalb muss man immer

wieder gemeinsam schauen, was gerade der richtige Weg ist. Ich frage mich aber: An wen sollen sich Eltern künftig wenden? Wenn Schulbegleitungen direkt bei der Schule angestellt wären – wie sähe dann die Zusammenarbeit mit den Eltern aus? Was dürfte man überhaupt noch weitergeben? Wie wäre das mit Datenschutz und Zuständigkeiten geregelt? Ich weiß nicht, wie das alles funktionieren soll. Ich finde durchaus, dass das jetzige System verbessert werden kann. Aber mit solchen Veränderungen macht man es aus meiner Sicht nicht besser, sondern eher noch komplizierter. Man darf auch nicht vergessen, was viele Eltern bereits hinter sich haben. Sie haben oft jahrelang versucht herauszufinden, warum ihr Kind anders ist. Sie haben auf Diagnostik gewartet, Termine organisiert und um jede einzelne Stunde Schulbegleitung gekämpft.

Und irgendwann kommt endlich der Moment, in dem sie wissen: Mein Kind ist in der Schule gut begleitet. Vielleicht ist das sogar der Zeitpunkt, an dem eine Mutter oder ein Vater zum ersten Mal wieder arbeiten gehen kann, ohne ständig auf das Handy zu schauen, weil früher regelmäßig Anrufe aus der Schule kamen mit der Bitte, das Kind abzuholen. Auch solche Sicherheit gibt Schulbegleitung. Gerade bei jüngeren Kindern sprechen wir mit den Eltern außerdem darüber, welche Hausaufgaben aufgegeben wurden oder worauf sie zu Hause noch achten sollten. Das gehört oft mit dazu. Wenn ich mir jetzt vorstelle, ich wäre bei der Schule angestellt und gleichzeitig für viele verschiedene Kinder zuständig – wie soll das organisatorisch funktionieren? Wie soll ich mit 15 Familien gleichzeitig diesen engen Austausch pflegen?

Das hätte aus meiner Sicht auch Auswirkungen auf die Lehrkräfte. Denn vieles würde dann automatisch bei ihnen landen. Dabei ist das nicht ihre Aufgabe. Lehrkräfte sind zum Unterrichten da. Wenn Lehrkräfte unterrichten, Schulbegleitungen ständig wechseln und gleichzeitig gesagt wird, Schule sei ein Lebensraum, dann passt das für mich nicht zusammen. So kann Schule als Lebensraum nicht funktionieren. Ich glaube sogar, dass dadurch die Gefahr größer wird, dass Kinder wieder ausgegrenzt werden und weniger echte Teilhabe erleben. Außerdem habe ich den Eindruck, dass sich diese Überlegungen auch rechtlich auf schwierigem Boden bewegen. Deutschland hat sich verpflichtet, Kindern individuelle Förderung und Teilhabe zu ermöglichen. Deshalb frage ich mich, ob solche Einschränkungen überhaupt mit diesem Anspruch vereinbar sind.

Maren: Was bedeutet dir deine Arbeit persönlich?

Sandra: Ich gehe jeden Tag nach Hause mit dem Gefühl, dass ich einem jungen Menschen wieder einen kleinen Schritt näher zum Schulabschluss geholfen habe. Ich durfte Teil seiner Lebenswirklichkeit sein. Für mich gibt es im Moment nichts Sinnstiftenderes. Ich bin unglaublich gern an der Schule.

Ich habe einmal zu meinen Kindern gesagt: Kennt ihr dieses Gefühl, wenn ihr in den Urlaub fliegt und den Flughafen betretet? Diese besondere Atmosphäre – sie fühlt sich einfach anders an. Genau so geht es mir jeden Morgen, wenn ich in die Schule komme.

Schule ist ein eigener Kosmos. Und man ist Teil der zukünftigen Gesellschaft. Man begleitet junge Menschen auf einem wichtigen Stück ihres Lebensweges. Das empfinde ich als etwas ganz Besonderes. Ich habe jeden Tag das Gefühl, genau am richtigen Ort zu sein.

Maren: Was würdest du Menschen sagen, die Schulbegleitung für verzichtbaren Luxus halten?

Sandra: Wahrscheinlich würde ich ihnen genau das erzählen, worüber wir heute gesprochen haben. Denn Schulbegleitung bedeutet nicht, neben einem Kind zu sitzen und ihm die Hand zu halten. Es geht um viel mehr. Es geht um Selbstständigkeit. Es geht um Teilhabe. Es geht um die Gestaltung eines ganzen Lebens. Und letztlich geht es auch um die Gestaltung unserer zukünftigen Gesellschaft. Kinder müssen positive Erfahrungen machen dürfen. Wenn Schule das allein nicht leisten kann – nicht weil sie schlecht arbeitet, sondern weil so viele Anforderungen gleichzeitig auf sie zukommen –, dann braucht es Menschen, die diese Lücke schließen. Ich glaube, jeder Mensch braucht in seinem Leben mindestens eine Person, die es in einem entscheidenden Moment gut mit ihm meint. Für Kinder ist das besonders wichtig. Und genau dadurch kann sich unglaublich viel verändern. Deshalb halte ich die Vorstellung, an Schulbegleitung zu sparen, für eine Milchmädchenrechnung. Vielleicht spart man heute Geld. Aber in zehn oder fünfzehn Jahren wird uns das ein Vielfaches kosten. Außerdem haben wir die Strukturen außerhalb der Schule gar nicht, um diese Kinder aufzufangen. Kinder- und Jugendpsychiatrien arbeiten schon heute am Limit. Mir wurde beispielsweise gesagt, dass eine Klinik in der Region nur elf stationäre Plätze hat – bei einer Warteliste, die deutlich länger ist. Diese Kapazitäten sind nicht vorhanden. Und wenn wir sie erst später schaffen müssen, wird das am Ende deutlich teurer, als Kindern von Anfang an die Unterstützung zu geben, die sie brauchen.

Welche Botschaft möchtest du politischen Entscheidungsträgerinnen und Entscheidungsträgern mitgeben?

Ich würde sie wirklich bitten, eine Woche an eine Schule zu kommen. Nicht für einen Pressetermin, sondern um den Alltag mitzuerleben. Mit Schulbegleitungen ins Gespräch zu gehen, mit Schulsozialarbeit, mit Eltern – und sich anzuschauen, was diese Arbeit tatsächlich bewirkt. Jede Schulbegleitung hat Erfolgsgeschichten zu erzählen. Vielleicht ist es ein Kind, das vorher nicht gesprochen hat und heute „Guten Morgen“ sagen kann. Vielleicht ist es ein Kind, das mit Unterstützung seinen Schulabschluss schafft. Und dann sollte man sich immer die Frage stellen: Was wäre ohne diese Begleitung passiert? Viele dieser Kinder wären durchs Raster gefallen. Deshalb sage ich ganz klar: Nein. Ich bin Bürgerin dieses Landes und ich möchte das nicht.

Nicht, weil vielleicht mein Arbeitsplatz davon betroffen ist. Sondern weil ich seit Jahren sehe, was Schulbegleitung bewirken kann. Mit Kindern zu arbeiten bedeutet, an der

Zukunft unserer Gesellschaft mitzuwirken. Deshalb halte ich es für eine schlechte Idee, ausgerechnet der nächsten Generation noch mehr Unterstützung wegzunehmen. Ja, es muss gespart werden. Aber bitte nicht hier. Nicht immer bei den Schwächsten – bei Kindern, die sich selbst nicht wehren können. Und erst recht nicht bei Kindern mit Beeinträchtigungen, denen das noch viel schwerer fällt. Auch viele Eltern haben bereits einen langen Kampf hinter sich und sind irgendwann einfach erschöpft. Ich sehe mich manchmal auch als Anwältin des Kindes. Manche Kinder trauen sich nicht, einer Lehrkraft selbst etwas zu sagen. Dann begleite ich sie dabei. Ich sage ihnen: „Ich spreche mit dir zusammen. Aber du kommst mit.“ Denn auch das ist Lernen. Das Kind erlebt: Ich kann meine Anliegen äußern. Es passiert nichts Schlimmes. Ich darf auch einer erwachsenen Autorität etwas sagen. Das ist für mich gelebte Demokratiebildung. Nicht durch Unterricht, sondern durch Vorleben. Deshalb wünsche ich mir, dass politische Entscheidungsträger zuerst in die Schulen kommen, bevor sie den Rotstift ansetzen. Schauen Sie sich an, was dort jeden Tag passiert. Sprechen Sie mit Schulbegleitungen. Sprechen Sie mit Eltern. Kommen Sie in den Austausch.

Maren: Gibt es noch etwas, das dir besonders wichtig ist?

Sandra: Ich glaube, wir sind im sozialen Bereich noch zu leise. Alle, die dort arbeiten, und auch alle, die von diesen Entscheidungen betroffen sind. Vielleicht, weil schnell der Eindruck entsteht, wir würden nur um unsere Arbeitsplätze kämpfen. Aber darum geht es mir überhaupt nicht. Es geht um viel mehr. Es geht um die zukünftige Gesellschaft. Ich habe das heute immer wieder gesagt, weil ich genau daran glaube. Mit diesen Entscheidungen lassen wir eine ganze Generation ein Stück weit allein. An manchen Schulen verlassen heute schon bis zu 40 Prozent der Jugendlichen die Schule ohne Abschluss. Was machen diese jungen Menschen danach? Ohne Schulabschluss bekommen viele nicht einmal einen Ausbildungsplatz. Wenn ich ein Kind mit ADHS, Autismus oder einer körperlichen Beeinträchtigung dabei unterstützen kann, einen Schulabschluss zu erreichen – was ist das bitte für ein Erfolg? Deshalb geht es mir nicht darum, meinen eigenen Arbeitsplatz zu sichern. Mich beschäftigt vielmehr die Frage: Welche Botschaft geben wir Erwachsenen der nächsten Generation, wenn wir ihr immer mehr Unterstützung wegnehmen – und gleichzeitig erwarten, dass sie funktioniert? Ich möchte daran nicht mitwirken. Ich kann diese Entscheidungen nicht verhindern. Aber ich kann sagen, dass ich nicht dahinterstehe. Und ich glaube, wir müssen lauter werden.

Denn häufig betrifft es Minderheiten. Und an Minderheiten zu sparen, scheint oft besonders einfach zu sein. Dabei hat Inklusion eine viel größere Bedeutung, als viele denken. Sie ist nicht nur wichtig für die Kinder, die Unterstützung erhalten. Sie ist genauso wichtig für alle anderen Kinder in der Klasse. Nur so bauen wir Berührungängste ab. Unsere Gesellschaft besteht nicht nur aus gesunden Menschen ohne Einschränkungen.

Genau das muss Schule widerspiegeln. Wenn Kinder selbstverständlich mit Mitschülerinnen und Mitschülern mit Behinderungen aufwachsen, dann nehmen sie

diese Vielfalt später auch im Alltag als selbstverständlich wahr. Wenn ein Kind in der Schule erlebt hat, dass eine Mitschülerin im Rollstuhl manchmal Hilfe braucht, wird es später vielleicht ganz selbstverständlich an einer Bushaltestelle die Rampe ausklappen oder Unterstützung anbieten. Das sind kleine Situationen. Aber genau daraus entsteht gesellschaftlicher Zusammenhalt. Wenn Kinder dagegen nie miteinander in Berührung kommen, bleiben Berührungsängste bestehen. Ich wünsche mir, dass wir unsere Kinder in eine Welt entlassen, in der Menschen empathisch miteinander umgehen – weil sie sich kennen. Wenn ich einen Menschen mit Autismus kenne, weiß ich natürlich nicht automatisch alles über Autismus. Aber ich habe ein Gefühl dafür entwickelt, dass jeder Mensch unterschiedlich ist und Unterstützung unterschiedlich aussehen kann.

Ich habe den Eindruck, dass die junge Generation heute in vielen Bereichen schon sehr offen und tolerant ist. Bitte machen wir das nicht kaputt. Lassen wir nicht zu, dass Kinder mit Unterstützungsbedarf aus dem gemeinsamen Schulalltag verschwinden. Denn genau dadurch verlieren wir Begegnung. Und Begegnung schafft Verständnis. Ich glaube, dass wir gerade einen schleichenden Rückbau des Rechts auf Teilhabe erleben. Erst wird die individuelle Schulbegleitung infrage gestellt. Dann merkt man vielleicht, dass Schulen diese Aufgaben gar nicht auffangen können. Und am Ende landen Kinder wieder in Strukturen, die ihnen weniger Teilhabe ermöglichen. Dabei hat jedes einzelne Kind Fähigkeiten. Aber es braucht jemanden, der diese Fähigkeiten erkennt und fördert.

Deshalb sage ich noch einmal: Wir müssen lauter werden. Und wir brauchen politische Entscheidungen, die sich an der Lebenswirklichkeit von Kindern orientieren. Denn wer weit entfernt vom Alltag der Menschen entscheidet, läuft Gefahr, den Blick dafür zu verlieren, was diese Entscheidungen vor Ort tatsächlich bedeuten.